

FILME IN KÜRZE

10 000 B.C.

Mammutprojekt

Roland Emmerich hat sich einen Wunsch erfüllt und einen Steinzeitfilm gedreht. Das klingt vielversprechend. Doch leider halten weder die Mammuts, was ihre Anwesenheit verspricht, noch der Säbelzahn tiger, was die Vorfreude sich ausmalte. Seine Rolle ist zu klein, und er selbst viel zu groß und viel zu deutlich im Virtuellen unterwegs, als dass er uns beeindruckt hätte. Der Rest des Personals sieht daneben immer etwas verloren aus. Dass die Mammuts zum Pyramidenbau eingesetzt werden, zündet als geschichtsübergreifende Idee nicht so richtig, obwohl immerhin die Größenverhältnisse stimmen. Und dass die Ägypter, die die guten Steinzeitleute verklären, als efeminierte Eunuchen oder sonstig weibisches Pack durch ihr kurzes Filmleben gehen, scheint ebenfalls einen Hauch zu deftig gedacht für die zarte Liebesgeschichte zwischen einem sehr guten Jungen und einer sehr blauäugig Göttlichen. Anders als zu erwarten allerdings ist „10 000 B.C.“ nach gut 100 Minuten wieder vorbei, und das ist ja auch schon was.

Tehelim

Familienfilm

Der Titel bedeute „Psalmen“, und tatsächlich ist dieser Film des israelischen Regisseurs Raphael Nadjari eine Auseinandersetzung mit dem Konflikt zwischen orthodoxem, liberalem und nahezu säkularer Judaismus. Das braucht natürlich eine besondere Geschichte, und Nadjari ist unerschütterlich klar und einfach. Das Leben einer Familie in Jerusalem wird erschüttert, als der Vater nach einem Autounfall, bei dem niemand verletzt wurde, einfach ver-

schwindet. Seine Frau muss jetzt die Familie versorgen, sie kümmert sich um die Ökonomie. Der Großvater will vor allem beten, Wache halten, der Tradition zu ihrem Recht verhelfen. Die Söhne finden einen anderen Weg – aber alles, was geschieht, jede Entscheidung, die getroffen wird, steht in Beziehung zum Glauben, sei es ablehnend, sei es vertrauensvoll. Das ist so vollkommen unaufgeregt gefilmt, als schauten wir dem Leben zu, und alle Fragen bleiben offen. Nur die, ob es auch ohne Gott ginge, nicht.

Frei nach Plan

Muttimovie

In einer Welt, in der man noch Worte wie „Nesthäkchen“ verwendet, lebt eine ältere Dame (Silvia: Christine Schorn) mit drei Töchtern. Eine unter demselben Dach (die strenge Iris: Corinna Harfouch), eine nur einen Gartenzaun entfernt (die brave Marianne: Kirsten Block), eine gerade zu Besuch aus der großen, weiten Welt (die wilde Anne: Dagmar Manzel). Man bereitet ein Geburtstagsfest für die „Mutti“ vor, mit Theater und allem Drum und Dran. Wie bei allen Familienfesten geht es nicht nur harmonisch ab, vor allem die Jubilantin braucht zwischendurch immer wieder ein hartes Getränk. Franziska Metzky, Absolventin der HFF in Potsdam-Babelsberg, vertraut in ihrem zweiten Film „Frei nach Plan“ nicht nur auf die hochkarätigen Schauspielerinnen. Sie baut auch mit Lust an der Montage einer sich ständig verschiebenden Familienaufstellung, die in ihren besten Momenten etwas von Tschekow auf dem Dorfe hat und auch zwischendurch so weit wie möglich die Möglichkeiten des Primitiv-TV-Movies auslotet – zu diesem Format gehört „Frei nach Plan“ letztendlich. Ein Heimatfilm mit Handschrift.

Gemalte Vorstadtdramen

Dem Künstler Eric Fischl zum sechzigsten Geburtstag

Eric Fischls berühmtestes Bild hat zu einem häufig wiederholten Missverständnis geführt. „Bad Boy“ von 1981, kann man in zahlreichen kunsthistorischen Bänden lesen, zeige einen Jungen, der eine Frau beim Masturbieren beobachtet. Richtig ist: Wir sehen von vorne eine nackte Frau, die mit aufgefaltenen Beinen auf dem Bett liegt, und von hinten einen Jungen, der vermutlich geradeaus schaut, dabei aber in die Handtasche hinter sich greift. Wie der Junge in das Zimmer gekommen ist, ob die Frau von ihrem Besucher weiß, ihn vielleicht sogar bestellt hat – all das wissen wir nicht. Was wir aber eigentlich deutlich sehen können, ist, dass ihre gegenwärtige Aktivität darin besteht, sich etwas aus den Zehennägeln zu pulen.

Nichts beschreibt jedoch Fischls Bilder treffender als die Tatsache, dass in ihnen noch mehr gesehen wird, als ohnehin schon abgebildet ist. Die Vorliebe des 1948 in New York geborenen Malers gilt ohne Zweifel der aufgedunsenen Wohlklichkeit. Für einen wohlkulturliebenden Skandal sorgte bereits 1979 „Sleep-

walker“, das Gemälde eines onanierenden Jungen am Pool. Ein Jahr zuvor war Fischl nach New York gezogen, nachdem er am California Institute for the Arts studiert hatte und zwischen 1974 und 1978 eine Professur am Nova Scotia College of Art and Design im kanadischen Halifax innehatte.

Fischl machte dort weiter, wo Hopper aufhörte: Das Personal seiner Bilder liegt, steht und stolpert durch bürgerliche Interieurs, beziehungslos, ungeliebt. Seine psychosexuellen Vorstadtdramen lassen oft Böses ahnen: Hinten der Langeweile lauert der Abgrund.

Wenig Freunde machte sich der Kunstszene liebend allerdings 2002 mit der Bronzeskulptur „Stürzende Frau“, die an die Opfer des 11. September erinnern sollte, die aus den brennenden Türmen des World Trade Center in den Tod gesprungen waren. Die Statue, die man kurzzeitig im Rockefeller Center in Manhattan aufgestellt hatte, wurde aufgrund von Beschwerden bald wieder entfernt. Am Sonntag wird Eric Fischl sechzig Jahre alt.

JULIA VOSS

Geister kennen keinen Fahrplan

WIEN, im März
Es rattern die Züge, es blinken die Signale, doch hält hier nur der Bummelzug. Dabei leben im Ort genau 2364 Personen. Am Schluss wird es ein Menschenkind weniger sein. Dazwischen liegen eine unglückliche Ehe, ein außer-ehelicher Kuss, ein deswegen verspätet erteiltes Haltesignal, ein Zusammenstoß, achtzehn Tote, ein Gerichtsverfahren inklusive Meineid und darob Freispruch, eine triumphale Heimkehr, nagende Gewissensbisse, ein Mord und ein Selbstmordversuch. Und Hudetz, der Bahnhofsvorstand und Mörder, hört dann doch noch die Posaunen des jüngsten Gerichts.

In Ermangelung besserer Vergleiche wird das späte Drama Odön von Horváths „Der jüngste Tag“ gerne Mysterienspiel genannt. Entstanden um 1936, findet man es in jüngster Zeit verdächtig oft auf den Spielplänen, in Wien zuletzt im Dezember 2000 in einer unjubelten Inszenierung von Andrea Breth am Burgtheater. Ein Schelm, wer da eine Sehnsucht nach Verantwortung hineinlesen will.

Um diese nämlich geht es im Stück zweifellos: Niemand will sie übernehmen. Die Dörfner haben sich mit der ewigen Verspätung abgefunden. Der Bahnhofsvorsteher Hudetz tut nur seine Pflicht, privat und dienstlich. Die halbverrückte Ehefrau nimmt er vor den gehässigen Gerüchten der Nachbarn in Schutz, vor den vorbeirauschenden Eilzügen salutierte er brav, all das tat er mechanisch. Ein schelmischer Flirt mit der Wirtstochter Anna, ein von dieser eilig aufgedrückter Kuss, um die Gattin, die hinterm Vorhang der Dienstwohnung ihren Thomas nicht aus den Augen lässt, zu ärgern, verstört den braven Bahnbeamten derart, dass er ein Läuten überhört und die Signallampe nicht rechtzeitig auf Rot stellt.

Vor Gericht ist er sich keiner Schuld bewusst. Später erinnert er sich nicht einmal mehr, wie er die Anna, die für ihn (und für sich) den Meineid, er habe alles korrekt gemacht, geleistet hat und es sich dann anders überlegt, umgebracht hat. Wenn ihm das einfiel, dann würde er sich selber kennen. Er nennt die Tötung Verlobung. Frau Hudetz trägt auch keine Verantwortung dafür, ihren Mann beinahe in den Wahnsinn zu treiben; und Anna, das frühreife Mädchen, das ihn so abgelenkt hat, schon gar nicht. Die anderen verfolgen erst Frau Hudetz mit Schmähen, dann wollen sie den Gatten lynchen. Kein Wunder, dass in so einem verantwortungslosen Ort nicht einmal ein Handelsreisender länger als unbedingt nötig verweilen will.

Da in dieser Geschichte auch noch die Geister zweier Eisenbahner und später von Anna umgehen, glaubt Regisseur Philip Tiedemann daraus eine Gespenstersonate machen zu dürfen. Mit Spukgestalten hat er hier im Wiener Theater in der Josefstadt Erfahrung, auch bei seiner letzten Arbeit, dem „Fest“ nach dem Film von Thomas Vinterberg (2007), suchte ein totes Mädchen ihre dänische Familie heim. Die Handlung des Bahnwärterdramas presst ihm Bühnenbildner Etienne Pluss in einen hohen düsteren Kasten aus dunklen Holzpaneelen. Klappt die Rückwand um, wird aus der Station das Wirtshaus, wird die Rückwand weggeschoben, gibt das den Blick vom Bahnhofsviadukt in die Tiefe frei. Nur wenn die Züge im gleißenden Blitzlicht hinter der Szene aufeinanderkrachen, fallen die Holzleisten

Horváths Endzeitspiel vom „Jüngsten Tag“ aus Kuss, Eisenbahnunglück, Schuld und Sühne verhallt in Philip Tiedemanns Wiener Josefstadt-Inszenierung.



Erst küsst sie ihn, er stellt ein Signal falsch, sie schwört einen Meineid, dann hören sie die Posaunen des „Jüngsten Tages“: Maria Köstlinger als Anna und August Zirner als Stationsvorstand Hudetz im Wiener Theater in der Josefstadt.

Foto Stephan Trierenberg

aus dem Rahmen, und die Signallampe erstrahlt bedrohlich.

Weniger einleuchtend, was die Regie mit den Schauspielern anstellt. Sie ist offenbar der Ansicht, dass ohnedies alle in diesem Kaff schon längst tot sind, seelisch zumal. Gespenster auf Urlaub sozusagen. Also gibt sie die Devise aus: möglichst langsam bewegen, möglichst abge-

kopen. Maria Köstlinger gibt eine blasse Wirtstochter, die aus der Enge des Dorflebens ausbrechen will und doch nur ein fatales Techtelmechtel mit einem älteren Mann zustande bringt. Zweimal durchbricht sie dabei fast die allgemeine Lethargie, der Kuss kommt spontan, und beim Treffen mit Hudetz am Viadukt spürt man Angst. Das ergibt immerhin

hier ständig aus den Kulissen auf. Und weil er keinen Text mehr hat, rollt er mit den Augen. Man wünscht sich ein schnelleres Ende, schnelleres Sprechen, schnelleres Gehen. Aber auch hierfür will niemand die Verantwortung übernehmen. So reicht dieser Theaterabend nicht für einen Freispruch beim Jüngsten Gericht – eher fürs Fegefeuer.

MARTIN LHOTZKY

Hätte man sich doch denken können, was das für einer ist

Narziss und Kussmund – Frankreich fragt: Ist Präsident Sarkozy eigentlich noch bei Sinnen?

„Eines Tages werden sie sich erklären müssen“, droht Daniel Schneidermann in seiner Medienkolumne in „Libération“. Er meint die Journalisten, „die vor der Wahl tagtäglich Sarkozy begleiteten, seine Witze und seine Wutausbrüche kannten, um seine Launen und seine Geheimnisse wussten“. Ihnen musste bewusst sein, wer für das höchste Amt in der Republik kandidiert: „Ein Narziss, der unfähig ist, sich für etwas anderes als für seine eigene Person zu interessieren.“

Die Medien lobten Sarkozys Professionalismus und attackierten das Dilettantismus seiner Gegnerin: „Entweder hat sich Doktor Jekyll am Abend der Wahl in Mister Hyde verwandelt, oder unsere journalistische Elite ist von Blindheit geschlagen.“ Nur das Magazin „Marianne“ hat in seinem Heft „Der wahre Sarkozy“ geschrieben, was die Journalisten wussten, aber verschwiegen. Diese Wahrheit, so Schneidermann, wird inzwischen für alle offenbar: „Die Medien haben die Leser betrogen.“

Ein Jahr danach würden sie Sarkozy am liebsten lynchen. Die Nachrichtenmagazine, die ihn zur Wahl empfahlen, publizierten besorgte Titelgeschichten. „Sarkozy ist kein Präsident“, befindet Jacques Julliard im linken „Nouvel Observateur“, der Ségolène Royal unterstützt und einen Vorabdruck aus dem Buch des früheren Ministers François Léotard publiziert: „Das alles wird zu einem schlechten Ende kommen.“ Sarkozys „monarchistischer Narzissismus“ sei eine Gefahr für die Republik, fürchtet „Marianne“. Persönlichkeiten aller politischen Parteien haben die Petition der Zeitschrift unterschrieben. Eine Umfrage ergab: Heute würde die Sozialistin triumphieren.

„Sarkozy muss weg, so schnell wie möglich“: Daniel Schneidermann bezeichnet die Wende der Medien als „Hysterie“. Er kommt auf die SMS zurück, die der Präsident eine Woche vor der Heirat

mit Carla Bruni seiner früheren Gattin geschickt haben soll. „Wenn sie echt ist, war ihre Veröffentlichung gerechtfertigt, denn sie legt Zeugnis ab vom geistigen Zustand des Präsidenten.“ Handelt es sich um eine Fälschung? In diesem Fall hält Schneidermann die Publikation für einen Skandal ersten Ranges. Doch mit dieser Variante – der verantwortliche Redakteur kann sich nur auf „sichere Quellen“ berufen – haben sich die Medien nicht befasst: „Sie sind zur Tagesordnung übergegangen.“

Auch das Fachmagazin „Médias“ (Nummer 15) neigt nicht zur Selbstkritik. Die Journalistin Catherine Nay, die Sarkozy eine Biographie gewidmet hat, vertritt die Ansicht, dass die politische Macht sehr viel weniger direkt interveniert als in früheren Zeiten. Eher kommen die Medien mit ihrem Eifer den Wünschen der Politiker zuvor. Max Gal-

lo, der Regierungssprecher von Mitterrand war und heute Sarkozy unterstützt, erklärt im Interview: „Die Kontrolle der Information ist ein Hirngespinnst.“ Das Magazin „Médias“ übernimmt einen Artikel aus der israelischen Zeitung „Haaretz“, der sich mit der „Ermordung“ des Palästinenserjungen Mohammed al-Dura durch die israelische Armee befasst. Doch sie war eine Inszenierung für das Fernsehen: „Der kleine Märtyrer lebt noch immer“, lautet der Titel in „Médias“.

Die Bilder hatte „France 2“ in die Welt gesetzt, und dort tut man nun alles, um die Aufklärung des Falls zu verhindern. Als „Sturm im Wasserglas“ bezeichnet „Haaretz“ die Affäre. Der wirkliche Skandal sei, dass die israelische Armee „weitab von den Kameras“ Hunderte von Kindern getötet habe: „Ohne die Verantwortung dafür zu übernehmen, ohne die Eltern finanziell zu entschädigen“. Die Fälschungen des „seriösen und kompetenten Korrespondenten“ und Kollegen, suggeriert „Médias“, erfolgten gewissermaßen im Dienste der unbequemen Wahrheit.

In zwei Beiträgen wird die Mitverantwortung der Druckergewerkschaft „Le Syndicat du Livre“ für die Krise der Presse untersucht. Sie entscheidet noch immer darüber, wer angestellt wird. Seit 1944 werden diese verfassungswidrigen Zustände toleriert, auch von den Zeitungsbesitzern. Das behauptet Emmanuel Schwartzberg, den „Médias“ interviewt, in einem Buch. Und er glaubt auch: Noch vor fünf Jahren wäre es schlicht nicht gedruckt worden.

„Le Débat“ geht noch weiter und verkündet schlicht das „Ende der Zeitungen“. Es sei eine Mär zu glauben, neue Medien würden die alten nicht verdrängen, sondern ergänzen. Nur noch vier politische Tageszeitungen erreichen in Frankreich eine Auflage von 400 000 Exemplaren. „Zu Beginn des zwanzigs-

ten Jahrhunderts wurden täglich mehrere Millionen Zeitungen verkauft, nach 1945 gab es Dutzende von Titeln.“

Auch das „letzte Massenmedium“ Fernsehen verliert an Reichweite. Das Interesse an der Information geht radikal zurück, und als Transportmittel für die Werbung wird sie nicht mehr gebraucht; man kann die Konsumenten über das In-

ANZEIGE

Das müssen Sie gelesen haben!

1000 PLACES TO GO BEFORE YOU DIE

950 Seiten nur 10,-€

Jetzt Probe lesen unter www.1000beforeyoudie.de

Azulmann

ternet billiger ansprechen. Yahoo, Google, You Tube erreichen mehr Menschen als alle Zeitungsportale zusammen. Und wer News bezieht, will für sie nichts bezahlen.

2007 war das schlimmste Jahr der Presse seit einem halben Jahrhundert. Der „Débat“-Autor illustriert seinen Befund mit dem Verhalten von Springer in Frankreich. Man betrieb Studien für eine Boulevardzeitung wie „Bild“. Die publizistische Marktlücke existiert, doch es gab Zweifel am Vertrieb und am Geschäftsmodell. Springer verzichtete und kaufte dafür das Internetportal „aufeminin.com“ – für 284 Millionen Euro.

JÜRGEN ALTWEGG



Der Maler vor seinem Werk: Als das Kunstmuseum Wolfsburg Eric Fischl 2003 eine Retrospektive widmete, durfte „Bad Boy“ nicht fehlen.

Foto Novum/Walter Schmidt

Neue Opernsprache

Zwanzig Jahre Biennale München

Unter dem Motto „fremde Nähe“ blättert die Münchner Biennale vom 17. April bis zum 3. Mai wieder ein breites Spektrum modernen Musiktheaters auf und bringt zahlreiche Werke zur Uraufführung. Unter der bereits zwölfjährigen Festivalleitung von Peter Ruzicka hat sich die Biennale vom Dreierschnitt Libretto-Musik-Regie, wie er in den Jahren nach der Festivalgründung 1988 noch dominierte, weitgehend verabschiedet.

„Hellhörig“ von Carola Bauckholt, eine der diesjährigen Uraufführungen, kommt nicht nur ohne Libretto, sondern gar ganz ohne Worte aus. Es ist Musiktheater auf der Basis von Geräuschen. Auch bei Jens Joneleits „Piero – Ende der Nacht“ führt das Ohr und nicht das Auge das Publikum durch die Handlung.

Mit der Oper, auch mit der neuen Oper, wie sie von Biennale-Gründer

Hans Werner Henze zur Diskussion gestellt wurde, hat auch die „One-Woman-Opera“ wenig gemein. Sie verbindet unter der künstlerischen Leitung von Cornelia Melián vier Micro-Opern, darunter zwei Auftragswerke von Irinel Anghel und Juliane Klein, durch den großen dramaturgischen Bogen einer Geisterfahrt durch die Welt des Konsums. Sein Debüt auf dem Feld des Musiktheaters gibt Enno Poppe mit „Arbeit, Nahrung, Wohnung“, das auf der literarischen Vorlage von Daniel Defoes „Robinson Crusoe“ basiert.

Neu in diesem Jahr ist die Erweiterung der Biennale, die sich als Versuchsstätte für junge Künstler versteht, um eine weitere Programmsäule: eine Konzertsreihe, für die sechs Kompositionsaufträge vergeben wurden. Die meisten Komponisten des Konzertzyklus wie György Kurtág oder Helmut Lachenmann fanden über die Biennale den Weg zur Oper. Die Konzertsreihe ist somit der Versuch einer Zwischenbilanz – für das Festival wie für die Moderne.